

## Thomas Feltes und Maurice Punch

### Good People, Dirty Work?<sup>1</sup>

#### Wie die Polizei die Wissenschaft und Wissenschaftler die Polizei erleben und wie sich Polizeiwissenschaft entwickelt

In: *MSchrKrim* 6/2004

In dem Beitrag geben die beiden Autoren einen Überblick über Ergebnisse und Einsichten aus Studien zur und über die Polizei. Dabei werden Entwicklungen der Polizei, ihrer Arbeit und ihrer Wissenschaft in England und Deutschland in den letzten Jahren kommentiert und vor dem Hintergrund der unterschiedlichen persönlichen und professionellen Erfahrungen der beiden Autoren in der Polizei und mit der Polizeiwissenschaft reflektiert.

**Die Polizei, ihre Arbeit und die Bürger:** Erste Kontakte und der Weg zum Polizeiwissenschaftler“

**Maurice Punch** war in den späten Sechziger- und frühen Siebziger-Jahren Fakultätsmitglied an der Universität Essex in Colchester nahe London. An seine ersten Erfahrungen mit Polizisten an seiner Universität erinnert er sich so: Eines Tages erschienen ein paar hochgewachsene Männer in Schlips und Kragen und mit Aktenkoffern. Sie wirkten äußerst deplaziert an einer Universität zu jener Zeit; es waren Polizeibeamte. Ihnen war es zu jedoch verdanken, dass sein Interesse an Polizeiarbeit geweckt wurde und er Untersuchungen über die Polizei Großbritanniens und der USA, hauptsächlich aber der Niederlande durchführte. Denn als er vor etwa 30 Jahren zum ersten Mal mit der britischen Polizei in Kontakt kam, war sie noch eine altmodische, ärmlich ausgerüstete Institution. Doch sie befand sich im Wandel von einer "Handwerker"-Institution, in der jeder unten anfing und deren Kultur mehr im praktischen Wissen als in akademischer Qualifikation ihre Wurzeln hatte, zu einer Organisation von Profis. Beamte zur Universität zu schicken war Teil dieser Umwälzung. Später wechselten einige sogar zur Wissenschaft über – doch dazu später.

Etwa zum gleichen Zeitpunkt hat **Thomas Feltes** sein Studium an der Universität Bielefeld aufgenommen. Genau genommen war es 1971, und damit zufällig im gleichen Jahr, in dem **Feest und Lautmann (1971)** einen stark von ideologischer Kritik geleiteten Sammelband veröffentlichten, in dem sie die Polizei als Herrschaftsinstrument des Staates brandmarkten. Im Jahr darauf folgte die erste bundesdeutsche polizeiempirische Studie zur Definitionsmacht der Polizei (**Feest und Blankenburg 1972**). Diese beiden Bücher haben – wie wir inzwischen wissen - lange Jahre das Verhältnis zwischen Polizei und Wissenschaft gleichermaßen geprägt und gestört. Es dauerte etwa 20 Jahre, bis dieses Verhältnis wieder einigermaßen gekittet wurde.

Er selbst wollte, aus der katholischen Jugendarbeit kommend und entsprechend geprägt, Jura studieren, um Jugendrichter zu werden. Schnell merkte er, dass das trockene Jura-Studium alleine schwer zu ertragen war und flüchtete nebenbei in die Erziehungswissenschaften (mit Psychologie und Soziologie), die er dann als zweites Hauptstudium absolvierte. Erste Kontakte zur Polizei und ihrer Ausbildung ergaben sich durch Lehraufträge an der Fachhochschule der Polizei in Bielefeld, später und intensiver dann in Hamburg an der Polizeischule und Polizei-Fachhochschule. Spannend war es für ihn, den Kontrast zu erleben zwischen Jura-Studenten und den berufserfahrenen, zum Teil über 40 Jahre alten „Polizeistudenten“, die ihm als Kriminologen erst einmal nichts glaubten und im Zweifel wissenschaftliche empirische Ergebnisse mit ihrer Praxiserfahrung kontrastierten. Aber gerade diese Herausforderung war es, die diese Lehre so spannend machte und sein Interesse an der Institution Polizei und ihren Protagonisten weckte.

Parallel dazu gab es erste Erfahrungen mit empirischen Forschungen in und mit der Polizei: Gemeinsam mit seinem akademischen Lehrer **Hans-Jürgen Kerner** führte er eine Studie zum Selbst- und Fremdbild von Polizeibeamten durch (die er einige Zeit später in Hannover wiederholte). Im Rahmen des Referendardienstes bei der Polizei Hamburg und unter der Betreuung von **Wolfgang Sielaff** (der später LKA-Präsident in Hamburg wurde) kam noch eine kleine Studie zu Prostitution und Rauschgiftmissbrauch hinzu, die ihm einen sehr instruktiven Praxisaufenthalt auf der Davidswache in St. Pauli einbrachte. Erste nachdenklich machende Erfahrungen mit polizeilicher Mitarbeiterführung ereigneten sich: Plötzlich saßen zwei neue „Studenten“ in einer der Hamburger Lehrgruppen, die vom Lebensalter und ihrer Berufserfahrung so gar nicht zu den anderen Studierenden passen sollten: Als „unverdächtiger Außenstehender“ gewann er das Vertrauen (nicht nur dieser) Polizisten und erfuhr, dass sie von ihrem eigentlichen Dienstposten bei der Wasserschutzpolizei unfreiwillig zur „Fortbildung“ abgeordnet worden waren, weil sie bei der Ermittlung von organisierten Straftaten im Bereich des Hamburger Hafens keine Ruhe geben wollten.

Auch erste „direkte“ Erfahrungen mit Polizeigewalt datieren aus dieser Zeit: Anlässlich einer Anti-Strauß-Demonstration am Heilig-Geist-Feld wunderte er sich genauso wie einige seiner Polizei-Studenten, dass man sich auch hier gegenüberstand – allerdings in etwas anderen Rollen, als vom Klassenzimmer her gewohnt.

1982 kam der Wechsel an die Universität Heidelberg und das dortige Institut für Kriminologie. Damit entfiel die Lehre an einer Polizei-Fachhochschule erst einmal, denn die baden-württembergische Einrichtung war zu weit weg, um dort neben der Universitäts-Tätigkeit zu unterrichten. Der zwiespältige Kontakt zur Polizei blieb jedoch erhalten: Vermittelt durch eine Hamburger Anwältin bezog er ein Zimmer bei einem Heidelberger Strafverteidiger, der (wie er später erfuhr) Mitglied im "KBW" (Kommunistischer Bund Westdeutschland) war und zu dieser Zeit Gefangene der "RAF" betreute. Die „unauffälligen“ Zivildfahrzeuge, die regelmäßig vor dem Haus parkten, folgten ihm auch als er in eine Wohngemeinschaft zu einem eigentlich „unverdächtigen“ Physiker zog.

Forschend widmete er sich (erstmalig in Deutschland) dem Thema „Notrufe und Funkstreifenwageneinsätze“ und er war überrascht von der Kooperationsbereitschaft der Polizeibehörden in (fast) allen größeren deutschen Städten (**Feltes 1988, 1990**). Daneben bildeten Praxisforschungsprojekte, die mit Studierenden verschiedener Fachrichtungen in Heidelberg und Mannheim durchgeführt wurden, einen Schwerpunkt. Darunter war eine „Knastgruppe“, die auch heute noch am Heidelberger Institut existiert und in Bochum gerade gegründet wird. Von der „Polizeierfahrung“ dieser Jugendlichen konnte er ebenso wie in Hamburg manches lernen. Ein Stadtteilprojekt in den Mannheimer Benz-Baracken wiederum zeigte ihm Polizei auch aus anderen Perspektiven: In „Soul-Men-Club“ kümmerten sich Polizeibeamte nach Feierabend um gefährdete Jugendliche – nicht ohne Erfolg, wie man feststellen konnte. Das Verhältnis zwischen Polizei und diesen Jugendlichen war gespannt und fast freundschaftlich; erwischt zu werden wurde von den Jugendlichen als „Berufsrisiko“ angesehen, mit entsprechender Gelassenheit auf beiden Seiten – ganz im Gegensatz zu Hamburg, wo es Ende der 70er Jahre eine polizeibekannte Wache gab mit einer sehr steilen Treppe: Immer wieder fielen dort Jugendliche „zufällig“ die Treppe hinunter und schlugen sich an der Heizung den Kopf auf.

Der persönliche und berufliche Kontakt zur Polizei intensivierte sich dann 1992, als während der Sommersemesterferien zwei Schutzpolizisten zum Heidelberger Institut kamen und nach ihm fragten. Warum, sagten sie nicht, und entsprechend zwiespältig war ihm zumute, als er nach seinem Sommerurlaub von diesem ungewohnten Besuch erfuhr. Ein Anruf aus dem baden-württembergischen Innenministerium einige Zeit später brachte die Aufklärung: Der Landespolizeipräsident persönlich rief ihn an und erkundigte sich, ob er nicht Interesse hätte, die Hochschule für Polizei des Landes in Villingen-Schwenningen zu

übernehmen. Er sei, so der Landespolizeipräsident, genau der Richtige für diese Funktion. Ob er diesen Anruf jemals bereut hat, weiß man nicht; jedenfalls standen **Thomas Feltes** nach seiner Zusage und der Übernahme der (unbefristeten) Stelle des Rektors im November 1992 zehn spannende und für alle Seiten nicht reibungsfreie Jahre als Leiter einer Polizeieinrichtung mit 1.300 Polizeistudierenden, 55 hauptamtlich Lehrenden sowie einem entsprechenden administrativen Stab bevor. Rektor einer (zu Beginn nur auf dem Papier, später auch tatsächlich) akademischen Einrichtung zu sein mit Senat, Fachbereichsräten, Studentenvertretung, Personalrat u.a. ist eine Sache; auch verantwortlich zu sein für Küche und Cafeteria, 900 Studenten-Apartments, Hörsäle, Sportplatz, Sporthalle und Sauna eine andere. Gelernt hat er in dieser Zeit viel – über sich selbst, über die Polizei, aber auch über „innere Führung“ und die Erwartungen, die die Politik an die Polizei hat: Sie muss funktionieren, und das möglichst unauffällig und reibungslos. Umgekehrt erwartet die Polizei entsprechende Rückendeckung: Probleme und Fehler gibt es nicht, weil es sie nicht geben darf; und wenn doch, dann müssen sie möglichst unter der Decke bleiben. Die schon panische Angst der Führung vor öffentlichen oder internen Diskussionen, vor Widerspruch und Fehlern führt im Ergebnis zu einer Paralyse dieser Institution und ihrer Mitarbeiter. Der amerikanische Polizeiwissenschaftler **Loveday** hat dies so beschrieben: „A combination of extended hierarchies, organizational culture and the lack of effective management had resulted in the police service taking on all the fine characteristics of a beached whale“. Dieser „gestrandete Wal“ war tatsächlich unfähig, sich zu bewegen – mit dem Ergebnis, dass Reformversuche oft verpuffen oder als Alibireform enden<sup>2</sup>.

Die panische Angst vor der öffentlichen Diskussion von Problemen führte soweit, dass Polizeiführer, die sich „erdreisteten“, der „herrschenden Meinung“ zu widersprechen, öffentlich abgestraft oder diszipliniert wurden. Machten sie hingegen handwerkliche Fehler, waren ansonsten aber (auch politisch) angepasst und willfährig, war man im Gegenzug bereit, diese Fehler zu vertuschen oder zu kaschieren. Die tief verwurzelte Einstellung, dass ein Polizeibeamter, der es zu etwas bringen will, primär zu funktionieren habe und am besten überhaupt keine eigene Persönlichkeit haben sollte (weil diese Ecken und Kanten haben und so Probleme machen könnte), produzierte nicht nur skurrile, sondern auch gefährliche Situationen: So wurde der Vorschlag, eine psychologische Beratungsstelle an der Hochschule einzurichten mit dem Hinweis abgelehnt, Polizeibeamte kämen mit „solchen“ Problemen selbst klar. Dass dies nicht der Fall ist, weiß jeder, der sich einmal mit der Prävalenz von Alkoholproblemen, Beziehungskrisen, Selbstmorden und psychischen oder psychisch bedingten Krankheiten in der Polizei beschäftigt hat<sup>3</sup>. Im Ergebnis wurde hier wie häufig anderenorts, wenn die Ministerialbürokratie nicht so wollte, wie es objektiv sinnvoll war, eine informelle Lösung gefunden<sup>4</sup>.

### **Vom Unterricht zur Lehre, von der (Polizei-)Schule zur (Polizei-)Wissenschaft**

Einer der Polizeibeamten, die an der Universität bei **Maurice Punch** studierten und der die Polizei verließ, um Wissenschaftler zu werden, war **P.A.J. Waddington**, von Freunden „Tank“ genannt. Es ist interessant darüber nachzudenken, wie einige Beamte den Übergang vom Rücksitz eines Streifenwagens zum Pult im Hörsaal bewerkstelligten<sup>5</sup>. **Waddington** war und ist in der Lage, aus seiner praktischen Erfahrung zu schöpfen und sie mit seinen akademischen Erkenntnissen in sehr schöpferischer Art und Weise zu verbinden, wobei er seine Vergangenheit nicht verleugnet<sup>6</sup>. Dies wird auch deutlich in seinem Buch „Policing Citizens“, das gut recherchiert und nicht zuletzt aufgrund seiner Praxiserfahrung verständlich ist. In Deutschland hat Rafael Behr eine ähnliche Berufskarriere und er hat ein ähnlich lesenswertes Buch geschrieben, in dem auch er seine Polizeierfahrung verarbeitet (**Behr 2000**).

Damals, in den 70er-Jahren, waren Polizeiwissenschaftler und Polizeistudenten auf Ethnographien aus den USA angewiesen, wobei es diese beiden Gruppen zwar in England, aber noch nicht in Deutschland gab. Abgesehen von **Banton (1964)**, der Polizeikräfte in Schottland und Amerika untersuchte, gab es keine Polizeistudien in Großbritannien und auch noch keine in Deutschland. Damals konsultierte man in Großbritannien Studien von **Bittner (1967)**, **Reiss (1971)**, **Westley (1970)**, **Skolnick (1967)**, **Rubinstein (1973)**, **Goldstein (1977)**, **Manning (1977)** und **Van Maanen (1973)**, um sich über Polizeiarbeit zu informieren. In Deutschland spielten diese Studien, wenn überhaupt, nur bei Soziologie-Studenten eine Rolle; die Polizei, die damals ohnehin keine „Studenten“, sondern nur „Polizeischüler“ kannte, verrichtete nicht nur ihre Arbeit fernab jeder Wissenschaft, sondern auch der Unterricht an Polizeischulen und Fachhochschulen erfolgte entsprechend (zur Entwicklung der Polizei-Fachhochschulen vgl. **Feltes/Huser 1994**). Polizisten sind Experten für „alles“, entsprechend können sie auch (so glaubt man teilweise noch heute) problemlos alle polizeilich relevanten Fächer unterrichten: Recht genauso wie Soziologie, Ethik ebenso wie Sport und Selbstverteidigung.

Dass Wissenschaft für die Polizei nicht nur terra incognita, sondern bis vor kurzem ein rotes Tuch war, wurde durch die bereits angesprochenen wenigen deutsche soziologische Studien in den 70er und 80er Jahren über die Polizei (**Brusten (Hrsg.) 1975**, **Feest/Lautmann 1971**, **Feest/ Blankenburg 1972**) nicht verändert, sondern eher noch verstärkt. Diese Studien blieben viele Jahre der einzige Versuch, sich wissenschaftlich mit dem polizeilichen Alltagshandeln zu beschäftigen. Lediglich von der Polizei oder Gewerkschaften in Auftrag gegebene Studien zum Berufsbild der Polizei bildeten eine Ausnahme: Allen voran das sog. „Saarbrücker Gutachten“ (**Helfer/Siebel 1979**; s.a. **Endruweit 1979**), das aber nie veröffentlicht wurde, sondern in den Schubladen der Innenministerien verblieb. Das sollte noch einige Jahre so bleiben (vgl. **Kerner 1995**) und änderte sich erst Ende der 90er Jahre vor dem Hintergrund massiver inhaltlicher, struktureller und personeller Änderungen in der polizeilichen Aus- und Fortbildung (**Feltes 2003**).

Die Etablierung einer Polizeiwissenschaft in Deutschland und der Ausbau von (empirischer) Polizeiforschung gewinnt seit einiger Zeit zunehmend an Akzeptanz sowohl innerhalb der Polizei, als auch im allgemeinen Wissenschaftsbereich. Im universitären Bereich sind es Soziologen, Politologen und Kriminologen, die die Diskussion mit theoretischen Beiträgen und zunehmend auch empirischen Studien vorantreiben (**Behr 2000, 2003**; **Hess 1998, 2003**; **Lange 2000, 2003**; **Ohlemacher u.a. 2002, 2003**). Auch konstruktiv-kritische Beiträge werden inzwischen akzeptiert. **Jo Reichertz**, Kommunikationswissenschaftler an der Universität Essen, hat schon sehr früh die Aufklärungsarbeit der Polizei auf ganz eigene (und für viele Polizeibeamte schwer akzeptierbare) Art und Weise analysiert und auch provoziert (man denke nur an seine Beiträge mit den Titeln „Meine Schweine erkenn´ ich am Gang“, „Wenn ich auftauche verschwinden alle“ oder „Meine Mutter war eine Holmes“, in denen er (kriminal-)polizeiliches Handeln thematisiert und analysiert (**Reichertz 1990, 1990 a, 1991**). Mit mehreren Studien zur wissenssoziologischen bzw. verstehenden Polizeiforschung hat er zusammen mit **Norbert Schröer** diese Forschungslinie fortgeführt (**Reichertz/Schröer 1992; 1996; Reichertz 2002**). Beide haben zuletzt auch einen Sammelband zu empirischen Befunden der „hermeneutisch-wissenssoziologischen Polizeiforschung“ herausgegeben (**Reichertz/Schröer 2003**).

## **Polizeiwissenschaft und Polizeiforschung**

Eine Polizeiwissenschaft ist ohne Polizeiforschung nicht denkbar, und Polizeiforschung ohne eine eigene Polizeiwissenschaft bleibt sekundär und rudimentär (**Feltes 2002**). Auch diejenigen, die die Polizeiwissenschaft „zwischen Wissenschaft und Scharlatanerie“ ansiedeln wollten (**Pick 1995**) haben später erkannt, dass mit ihr nicht nur die öffentliche An-

erkennung der Polizei und der dort Beschäftigten gesteigert werden kann, sondern dass sie auch zur Profilierung des eigenen Berufsstandes (in Verbindung mit einer akademischen Ausbildung) von Nutzen sein kann. So dürfte die Polizeiforschung „am Scheidewege“, wie sie **Ahlf (2001)** sah, in die richtige Richtung gegangen sein. Zwar werden vereinzelt noch Rückzugsgefechte gegen „das Modethema Polizeiwissenschaft“ geführt, in denen mancher „Pulverdampf ideologiegeschwängelter Diskussionen“ meint wahrzunehmen (so der ehemalige Präsident des Bundesgrenzschutzes **Walter 2003**) und der Meinung ist, dass „Wissenschaftler ... nach Perspektiverweiterung (streben), der normale Berufstätige ... sich mit Praxisbewältigung zufrieden“ gibt (**Walter aaO.**).

Inzwischen entstehen mehr und mehr kleinere und größere empirische Studien zu verschiedensten polizeiwissenschaftlichen Themen an der Polizei-Führungsakademie und den Polizei-Fachhochschulen der Länder, deren empirische, theoretische und kreative Qualität durchaus beachtlich ist (z.B. **Hermanutz/ Spöcker/ Gnam/ Neher 2002**). Aber auch die kritische Perspektive hat innerhalb der Polizei zugenommen: Die Polizei „als Organisation mit Gewaltlizenz“ wird thematisiert und diskutiert (**Herrnkind/Scheerer 2003**) und regelmäßige Tagungen zur empirische Polizeiforschung werden organisiert.

Insgesamt ist das Engagement für eine akademisch ausgerichtete Polizeiausbildung vorhanden und die Unterstützung dieser Bestrebungen und die Bereitschaft, eine Polizeiwissenschaft zu etablieren ist so intensiv wie nie zuvor in Deutschland. Gleichzeitig gewinnen die Arbeitsfelder der Polizeiausbildung und der Polizeiforschung zunehmend an Attraktivität auch für Wissenschaftler, die zuvor nicht bei der Polizei tätig waren. Damit ist ein Prozess von Öffnung, Transparenz und Qualitätssicherung verbunden.

Zurück zu den Forschungen der oben genannten amerikanischen Polizeiwissenschaftler: Sie konzentrierten sich hauptsächlich auf die Arbeit der uniformierten Streifenbeamten in Problemgebieten innerhalb großer Stadtbezirke in Amerika. Wahrscheinlich entdeckten Sozialwissenschaftler die Polizei vor allem deshalb, weil sie in der amerikanischen Gesellschaft einen "Problembetrieb" verkörperte (und noch immer verkörpert), der mit Gewalt, Korruption und Diskriminierung assoziiert wird. Dies trifft für Großbritannien und Deutschland nur sehr bedingt zu, auch wenn in Deutschland die gewalttätigen Großdemonstrationen in den 70er und 80er Jahren (Gorleben, Frankfurt Flughafen, Startbahn-West, AKW's) durchaus Anlass gegeben hätten, dies zu thematisieren. Die Beobachtungen in den USA zeigten, dass Polizisten dort eher wie Industriearbeiter arbeiteten und dachten. Man betrachtete sie als „schlechtgelaunte Regelbrecher“, die sich vor "Scheiß-Routinearbeit“ und vor allem drückten, was nicht mit der Verfolgung von Straftaten und Straftätern zu tun hatte. Dieses „Crime-Fighter-Image“ gilt auch heute noch als dominant im Polizeiberuf (vgl. **Behr 2000**), obwohl bei der Berufswahl das Interesse „anderen Menschen helfen zu wollen“ eindeutig im Vordergrund stand und wohl noch immer steht (**Feltes 1985**).

### **Polizeiarbeit in den USA – ein Modell?**

Die in den USA untersuchten Polizeibeamten äußerten sich bissig über Vorgesetzte und übten Selbstjustiz nach den Regeln der Straße gegen die, die ihre Autorität bedrohten (s. **Van Maanen (1978)** in "The Asshole"). Filmisch wurde diese Sichtweise umgesetzt in der „Dirty-Harry“-Reihe mit Clint Eastwood („Er erledigt die dreckigsten Aufträge – und er erledigt sie allein!“) oder der „Lethal Weapon“-Reihe mit Mel Gibson und Danny Glover<sup>7</sup>. Typisch ist auch die (1973 mit Al Pacino verfilmte) Geschichte von Serpico, einem New Yorker Cop. Serpico war ein richtiges Arbeitstier, ein „rate-buster“. Er wollte in der Organisation vorankommen, doch er war bereits damals entsetzt über die Faulheit, Gleichgültigkeit und Bestechlichkeit vieler Kollegen (**Maas 1974**). Einer der auffallenden Punkte seiner Abrechnung mit Polizeiarbeit in New York war, dass er nicht nur auf systemimmanente Korruption stieß, sondern auch auf eine allgegenwärtige Drückebergerei. Dies war später

dann in den 90er Jahren tatsächlich ein wichtiger Punkt bei der Reform der New Yorker Polizei: Der weltweit vermarktete Erfolg der New Yorker Polizeichefs Bratton und Safir sowie des Bürgermeisters Guiliani basierte im wesentlichen darauf, dass er in einer korrupten und trägen Polizei aufräumte und dafür sorgte, dass sie wieder ihre Arbeit machte. So wurde aus einer trägen eine aktive Polizei, und das Ganze wurde als „New Yorker Modell“ verkauft, wobei weniger die Reform der Polizeistrukturen als das „Aufräumen auf den Strassen“ im Vordergrund stand. Dass Bratton dabei mit seinen Methoden weit über das Ziel hinausschoss, wurde erst spät erkannt, nachdem man ihn auch in Deutschland von Gewerkschaften wie Ministerien gleichermaßen hofiert hatte (**Feltes 1997, Dreher/Feltes 1997, Feltes 2001**) und Dutzende von Polizeiführern nach New York gejettet waren.

Der Hintergrund der frühen Polizei-Studien in Amerika waren rassistische Gewalt gegenüber Bürgerrechtsdemonstranten, Gewalt gegen Vietnam-Krieg Proteste und beim Parteitag der Demokraten 1968 in Chicago (der sog. Polizei-Aufstand), verbreitete Korruption wie von der Knapp Commission 1972 enthüllt und eine generelle Ablehnung der Polizei in den radikalen Siebzigern. Es war und ist fraglich, inwieweit diese Erkenntnisse genutzt werden können, um die Arbeit der Polizei in anderen Ländern zu beleuchten. Sie waren sicherlich in vieler Hinsicht ganz anders als die Ergebnisse aus den Niederlanden, wo **Maurice Punch** Mitte der Siebziger-Jahre seine Forschungen durchführte. Denn Amsterdam war zu der Zeit auf dem Höhepunkt der Toleranz und Nachsichtigkeit: Die Polizisten waren langhaarig, lehnten sich lakonisch zurück und ließen es sich gut gehen (**Punch 1979**). Sie wirkten überhaupt nicht wie die nordamerikanischen Macho-Cops, und die holländische Gesellschaft war eine seltsame Kombination aus echter Aggressivität im Hinblick auf Strafjustiz (die Gefangenenquote betrug mit ca. 25 Gefangenen auf 100.000 Einwohner weniger als ein Drittel der Quote in Deutschland, die bei rund 80 lag) und anderem, vermischt mit einem kalkulierten Verzicht auf Einschreiten, um Randgruppen nicht zu provozieren. Den meisten amerikanischen, britischen und deutschen Polizisten hätten die Haare zu Berge gestanden, glaubte man doch damals dort immer noch daran, dass Polizei dann stark und wirkungsvoll ist, wenn sie massiv und autoritär auftritt.

Deeskalationsstrategien entstanden in Deutschland erst in Verbindung mit Hausbesetzungen und gewalttätigen Demonstrationen und der Einsicht, dass Gewalt Gegengewalt produzieren kann. Hinzu kam die teilweise schmerzhaft gewonnene Einsicht, dass eine moderne Gesellschaft nicht auf Befehl und Gehorsam aufgebaut sein kann – eine Einsicht, die sich nach und nach auch in der Polizeiausbildung und der Polizeiführung<sup>8</sup> durchsetzt (**Feltes 2001 a**).

Besonders *ein* Buch erwies sich in der Geburtsstunde der europäischen Polizeiwissenschaft und wissenschaftlichen Polizeiausbildung als außerordentlich nützlich. Es war das Buch "Police Work" von **Peter Manning**, das 1977 erschien. Obwohl es eher eine Sammlung von Ausätzen darstellt, war es doch als generelle Einführung hilfreich, weil es keine Literatur gab, die in dieser Absicht geschrieben worden war. Manning war nicht so ethnozentrisch wie die meisten amerikanischen Sozialwissenschaftler; er hatte Feldforschung in London betrieben und eine interaktionistische Betrachtungsweise eingenommen; die war nützlich für die frühen Forscher, deren Forschungen hauptsächlich auf der Beobachtung von "einfacher" Polizeiarbeit basierten. Polizeiforschung weitete sich dann rapide aus mit **Cain (1973), Holdaway (1983), Chatterton (1976)** und vor allem **Reiner (1978, 1991, 2000)**, der führend war in Großbritannien. Heute kann es in Großbritannien tatsächlich schwierig werden, auf dem Rücksitz eines Streifenwagens Platz zu finden, da er oft besetzt ist von Wissenschaftlern, Kameralen, Journalisten und Bürgern, die sich für polizeiliche Alltagsarbeit interessieren und gerne einmal diese Arbeit hautnah erleben wollen.

In Deutschland ist man hier nach wie vor deutlich zurückhaltender was den unmittelbaren Kontakt und die Bereitschaft anbetrifft, den Rücksitz eines Streifenwagens von anderen als verhafteten Personen besetzen zu lassen. Immerhin öffnen sich zumindest einige Län-

derpolizeien für journalistische Reportagen (die dann manchmal gründlich daneben gehen und die Polizei bzw. die Polizisten blamieren<sup>9</sup>) oder „Reality-Serien“ wie „Toto und Harry“, die sicherlich nicht in allen Bundesländern gedreht werden dürfte und schließlich auch 2004 eingestellt wurde, weil der Druck von außen und von innen auf die beiden Beamten zu groß wurde<sup>10</sup>.

Worauf die Distanz zwischen Polizei und Wissenschaft zurückzuführen ist, wurde an anderer Stelle ausführlicher dargestellt (**Kerner 1995; Feltes 2002**). Sicher ist, dass sich beide Seiten, die Polizei und die (kriminologische) Wissenschaft, an die eigene Nase fassen und sich nicht gegenseitig beschuldigen sollten. Seit der ersten Welle der empirischen Polizeiforschung hat sich die Gesellschaft genau wie die Arbeit der Polizei in bemerkenswertem Ausmaß geändert. Die Ethnographien der Pionierzeit sind immer noch des Lesens wert, wobei **Bittner (1967)** wegen seiner Originalität an der Spitze steht. **Bittner (1970, 1990)** kann im übrigen auch als der Vater einer eigenen, in den USA entwickelten „Polizeitheorie“ gesehen werden (**Manzoni 2003**, S. 16 unter Verweis auf **Brodeur 2002**). Aber diese Studien sind überholt und konzentrieren sich auf die nordamerikanische Gesellschaft; lediglich **Bayley's (1967, 1985)** vergleichende Forschung über verschiedene Gesellschaften ist eine Ausnahme. In Großbritannien war Reiner höchst produktiv und originell und hat den Blick der frühen Polizeiforschung vergrößert auf gesellschaftliche und politische Fragen. Doch er hat keines seiner Bücher als Grundlagenwerk konzipiert, obwohl "The Politics of the Police" (**Reiner 2000**) oft als solches benutzt wird. Das Buch des "Punch-Schülers" **Tank Waddington "Policing Citizens" (1999)** verarbeitet viel Literatur und konzentriert sich auf die Rolle der Polizei beim Streifendienst bei gesellschaftlichen Randgruppen. Angesichts der neuen Aufmerksamkeit gegenüber Menschenrechten und Polizeiarbeit ist das besonders wichtig. Waddington untersucht Polizeikultur, Formen von Abweichung und Kontrolle innerhalb der Polizei und breitet die Forschungsergebnisse über das Versagen und die Unfähigkeit der Polizei aus, das Problem Kriminalität anzupacken. Möglicherweise ist dies die Erkenntnis, die der Öffentlichkeit – und vor allem den Politikern – am schwierigsten zu vermitteln ist: dass die Polizei ein grobes und unwirksames Werkzeug für die Lösung des Kriminalitätsproblems ist (**Bayley 1994**).

Waddington schafft es besonders gut, Elemente der Polizeikultur zu entwirren und Grundzügen der öffentlichen Ordnung zu analysieren. Seine zentrale Botschaft ist, dass Polizeiarbeit mit Einschluss und Ausgrenzung, mit inclusion and exclusion, mit Außenseitern und dem Überwachen der Ränder und der Grenzen der Gesellschaft zu tun hat. So wird Polizeiarbeit immer mit Konflikten in Verbindung gebracht, denn es wird immer wieder neue Randgruppen geben, da die existierenden irgendwann akzeptiert werden und die Gesellschaft sich immer auf das außergewöhnliche, auf das nicht-wünschenswerte fokussiert. Sein stärkstes und überzeugendstes Thema ist wohl die Rolle der Polizei beim „keeping people in their place“, also dabei, die Leute dort zu halten, wo sie (der Auffassung der Polizei und Politiker nach) hingehören. Sie bewachen die Ränder der Gesellschaft, sind wachsam gegenüber allem, was "nicht an seinem Platz" ist, gehen "strukturell gegnerische Beziehungen" mit Gruppen außerhalb der Gesellschaft ein und tun dies mit einer Vorstellung von sozialen Werten, die auf einem bestimmten Verständnis von "Anständigkeit" basieren<sup>11</sup>. Ihre Vorstellungen unterscheiden sich nicht von denen der meisten Bürger, obwohl sie sie vielleicht stärker ausdrücken. Dies hält sie in einer symbiotischen Beziehung gefangen zu den Schwachen, den Verletzlichen und den Regellosen und, ganz besonders, zu männlichen Jugendlichen, die ihre Autorität herausfordern und ihnen den Respekt verweigern. In den großen niederländischen Städten z.B. bilden junge Marokkaner die für die Polizei schwierigste Gruppe. Aufgabe der Polizei ist es, auf Auffälligkeiten jeder Art in den Straßen zu achten und sie greift sich sofort männliche Jugendliche heraus, die die öffentliche Ordnung stören. Die Marokkaner pflegen eine aggressive Art von Straßekriminalität und Erregung öffentlichen Ärgernisses und verweigern der holländischen Gesell-



schaft den Gehorsam; d.h., Polizei und diese Jugendlichen sind in einem fast unentrinnbaren Kreis von aufreibenden Begegnungen gefangen. In Deutschland waren es lange Zeit linke, alternative Gruppen; mittlerweile könnten russlanddeutsche Jugendliche diese Rolle übernehmen, und bei einer weiteren Eskalation auch türkische Jugendliche.

Waddington beschäftigt sich in seinem Buch auch mit Autoritätsmissbrauch und Korruption und hat dabei hauptsächlich den relativ einfachen Missbrauch in der Interaktion mit dem Bürger am Ende der Eskalationsleiter im Blick; das, was man als „Grass-Fressen“ bezeichnet, mit dem man widerspenstigen Objekten (im deutschen Polizeijargon gerne als „das polizeiliche Gegenüber“ bezeichnet) zeigt, wer der Herr im Hause ist.

Die systemimmanente Abweichung im Fehlverhalten der britischen Justiz wurde von **Maurice Punch (2003)** dargestellt, Überlegungen zu Ursachen und Präventionsansätzen zur Gewährleistung von polizeilicher Integrität von **Thomas Feltes (2004)**. Waddingtons „Policing Citizens“ ist insgesamt gesehen eine Betrachtung voller Mitgefühl für die Schwierigkeiten bei der Polizeiarbeit, mit besonderem Verständnis für die Interaktionen von „guten Menschen“ in der vordersten Reihe, die die „schmutzige“ Arbeit auf den Straßen machen. Sie werden dadurch zu listigen, kreativen Regelbrechern und scharfsinnigen Managern von Eindrücken und Informationen. Aber die Erfahrung zeigt, dass Polizeiarbeit auf der unteren Ebene wenig mit Kriminalität zu tun hat, sondern viel mit Hilfe für Menschen, und dass die Bereitschaft der Bürger, der Polizei zu helfen, unentbehrlich ist für die Aufklärung vieler Straftaten. Dies zeigten auch die Studien von Thomas Feltes in den 80er Jahren zum polizeilichen Alltagshandeln: Die Bearbeitung von Kriminalität macht bei der Schutzpolizei teilweise weniger als 30% aus, Verkehrsüberwachung und Verkehrsunfälle 30-40%. Praktisch übersehen wurde aber bis dahin, dass Konfliktschlichtungen und Hilfeleistungen jeweils bis zu 30% der Einsatzzeit ausmachen (**Feltes 1988, 1990**).

Auch andere, im Ausland längst bekannte und akzeptierte Daten sorgten für Diskussionsstoff und reichlich Streit (auch auf politischer Ebene), als Feltes sie für Deutschland nachvollzog: Dass die eigene Aufklärungsarbeit der Kriminalpolizei eher marginal ist (und durchschnittlich jeder deutsche Kripo-Beamte nur 7 bis 10 Fälle pro Jahr selbst aufklärt), die Informationen der Bürger hingegen wesentlich für den Erfolg oder Misserfolg eines Ermittlungsverfahrens sind (**Feltes 1996**).

## **Veränderungen in der Polizeiarbeit**

Im folgenden Kapitel sollen einige Veränderungen in der Polizeiarbeit, wie sie die Autoren in Forschung und in der Lehre (an Polizeihochschulen und Universitäten) bemerkt haben, thematisiert werden – vor allem, aber nicht ausschließlich am Beispiel von Großbritannien und Deutschland.

Maurice Punch ist ein international tätiger Berater in Sachen Polizeireform. Er lehrt an der London School of Economics und unterrichtete u.a. im Strategic Command Course der Britischen Polizei am Police Staff College in Bramshill. Dort haben (ganz im Gegensatz zu Deutschland) viele Beamte schon vor ihrem Eintritt in die Polizei einen akademischen Grad, erreichen einen zweiten in der Mitte ihrer Karriere und betreiben ihre berufliche Weiterbildung im Hinblick auf eine eventuelle Führungsposition, aber mit der Möglichkeit, einen akademischen Grad an der Universität Cambridge zu erreichen. Für einige ist dies dann der **dritte** Grad, wobei auch ein Dokortitel nichts Ungewöhnliches ist. In Deutschland ist dies derzeit noch undenkbar: Promovierte Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter gibt es nur in Verwaltungsfunktionen oder als Polizeipräsidenten, und die sind in der Regel keine Polizisten, sondern Juristen; eine „Akademisierung“ der Polizei scheut man teilweise noch immer wie der Teufel das Weihwasser. Ob sich dies mit der Umwandlung der Polizeiführungsakademie in eine „Deutsche Hochschule der Polizei“ ändern wird, bleibt abzu-



warten. Immerhin ist die Akkreditierung im Jahr 2004 erfolgreich gewesen, und die Besetzung der Lehrstühle an dieser Hochschule soll bis zum Jahr 2006 erfolgen<sup>12</sup>.

Thomas Feltes unterrichtete bereits von 1974 bis 1982 an Polizeischulen und Fachhochschulen der Polizei (in Bielefeld und Hamburg), dann wieder von 1992 bis 2002 an der Hochschule für Polizei in Villingen-Schwenningen. Er wird als internationaler Experte für die Reform von Polizeistrukturen und Polizeiausbildungen angefordert (zuletzt u.a. von der Adenauer-Stiftung und der Ford-Foundation in Brasilien, der Soros-Stiftung in Ungarn, der OSZE in Kirgisien, der Schweizer Regierung in Bosnien und anderenorts) und versucht, länder- und staatenübergreifend den Aufbau demokratischer Strukturen in der Polizei zu unterstützen.

Die sich in den letzten Jahren abzeichnenden allgemeinen Veränderungen in der Polizei können vor diesem Erfahrungshintergrund mit sechs wichtigen Entwicklungen in Verbindung gebracht werden: (1) Verstärkte Professionalisierung, (2) Internationalisierung, (3) neue öffentliche Verwaltungsstile, (4) neue Technologien, (5) Multilateralisation (vor allem die Verbindung zwischen öffentlicher Polizei und anderen, oft privaten, Agenturen), und (6) größere Veränderungen in der Polizeikultur.

In Großbritannien gab es vier Gründe für den Wandel: Erstens die terroristische Bedrohung durch die fast bürgerkriegsähnlichen Zustände in Nordirland, die zu Serien von Bombenanschlägen im Mutterland führten; dies förderte z.B. eine intensivere Überwachung der Öffentlichkeit und ein intensiveres Schießtraining. Zweitens ist der Ausbruch von Revolten in den größeren Städten, vor allem in London Anfang der 80er Jahre, zu nennen, als die Polizei sich als schlecht ausgebildet und ausgerüstet erwies; heutzutage wird der öffentlichen Ordnung mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und die Sondereinheiten sind ordentlich ausgebildet und ausgerüstet. Drittens gab es fast 20 Jahre eine konservative Regierung (mit Margret Thatcher als Premierministerin): Auf der einen Seite brachten die Konservativen die Polizei voran in der Kriminalitätsbekämpfung und bei der "Law and Order" - Debatte, wobei sie die Labour-Partei beschuldigten, zu sanft mit Kriminellen umzugehen (was sicherlich Auswirkungen auf die spätere Regierung von Tony Blair hatte, dessen Innenpolitik in vielen Bereichen der Politik der konservativen Partei ähnelte. Auf der anderen Seite eröffneten die Konservativen einen Angriff auf den Staatsdienst, um ihn effizienter zu machen (das Stichwort "new public management" ist inzwischen auch in Deutschland bekannt und auch gefürchtet – dazu später). Aber hinter diesen Veränderungen war das Ziel wahrnehmbar, die Organisationen stärker dem Einfluss der Zentralregierung zu unterwerfen. In gewisser Weise wurde die britische Polizei, die immer Handlungsautonomie von der Politik gefordert hatte, stärker dem Druck der Regierung unterworfen. Die Labour-Regierung hat auch diese Entwicklung fortgesetzt. Schließlich gab es viertens generell viele technische Fortschritte in der Polizeiarbeit, so z.B. in den forensischen Wissenschaften (DNA-Analysen) und den Vorgehensweisen am Tatort sowie in der Anwendung der Computertechnologie, was auch Einfluss auf die britische Polizei hatte.

Für Deutschland lassen sich die oben genannten sechs Entwicklungen ebenfalls nachzeichnen, und auch die Gründe sind zumindest teilweise identisch oder zumindest ähnlich: Wie in Großbritannien, so hat auch in Deutschland der Terrorismus (hier der RAF) zu einer massiven Umgestaltung von Polizeiarbeit, Polizeiausstattung und auch Polizeiausbildung geführt. Die subjektive Unzufriedenheit mit der objektiv zumeist wenig dramatischen Kriminalitätslage hat auch in Deutschland zu regionalen Veränderungen z.B. im Zusammenhang mit der „Kommunalen Kriminalprävention“ geführt (**Baier/Feltes 1994; Feltes 1994, 1995; Forschungsgruppe Kommunale Kriminalprävention 1996, 1998, 1999; Dölling u.a. 2003**). Und auch den aus dem allgemeinen Verwaltungsbereich kommenden Reformen (New Public Management) konnten die Polizei ebenso nicht entgehen wie den technologischen Entwicklungen, auch wenn sie sich hier zuletzt ziemlich blamiert hat (Stichworte: digitaler Funk, bundesweiter Datenabgleich und INPOL-Neu).

## Professionalisierung

Unbestritten ist, dass sowohl die britische, als auch die deutsche Polizei vor dreißig Jahren noch nicht so professionell war, wie es heute der Fall ist. Die Polizisten waren oft gute Praktiker mit einem starken Gefühl der inneren Berufung. Sie wollten, ähnlich wie Sozialarbeiter, „anderen Menschen helfen“ (**Feltes 1985**), wobei sich ihr Selbstbild erheblich von dem Bild unterschied, das andere Berufsgruppen von ihnen hatten. Vor allem aber war (und ist wohl noch immer) das Selbstwertgefühl und das Selbstbild der Polizeibeamten absolut entgegengesetzt zu ihrem Ansehen in der Öffentlichkeit.

Das Ausbildungsniveau war damals niedrig und die Ausrüstung eher primitiv (Polizisten hatten z.B. in England keine Schutzausrüstung und kaum Schusswaffen, in Deutschland keine geeigneten Einsatzanzüge und Schutzwesten). Seit den 90er Jahren werden Polizeibeamte besser bezahlt, besser ausgebildet und sie sind auch besser ausgerüstet. Die Organisation selbst ist insgesamt „smarter“ geworden, also weniger dirigistisch und weniger ungeschickt in ihrem Auftreten nach außen. Man könnte auch sagen, dass sie „intelligenter“ geworden ist, was sicherlich zumindest teilweise auf die bessere schulische Grundbildung und verbesserte Aus- und Fortbildung innerhalb der Polizei zurückzuführen ist. Sie ist heute eine vollkommen andere Institution als vor 30 oder 40 Jahren. Das Fachwissen ist fundierter, z.B. beim Katastrophenmanagement und bei zivilen Notfällen, bei Besetzungen, Geiselnahmen und Verhandlungssituationen, beim Einsatz von Schusswaffen bzw. nicht-tödlichen Alternativen, bei dem Einsatz von Computertechnologie und bei der Kooperation mit ausländischen Kräften. Man weiß inzwischen auch viel mehr über Motivation und Demotivation innerhalb der Polizei (allerdings ohne dass dies immer und überall auch entsprechend umgesetzt wird). Die Einbindung der Polizei in kommunale Beziehungen und der Umgang mit den Medien sind ebenso wie Hilfe für Opfer oder die Budgetplanung inzwischen Bestandteil der Aus- und Fortbildung.

Wir können jetzt vom "denkenden Polizeibeamten" sprechen (oder vom "nachdenklichen Praktiker"). Die Polizeichefs der Vergangenheit waren oft abwehrend, und wenn Beamte die neue Welt der Wissenschaft betraten in jenen fernen Zeiten, waren sie geradezu trotzig demütig oder übertrieben respektvoll. Wenn sie dann aber einmal angefangen hatten mit dem Studieren, waren sie hoch motiviert und machten es sehr gut - zuerst in Großbritannien, inzwischen auch in Deutschland. Nun haben sie (in Großbritannien und anderenorts, leider noch nicht in Deutschland) akademische Grade erworben, haben selbst Forschungen gefördert oder in Auftrag gegeben in ihrer eigenen Organisation und haben komplexe Veränderungsprozesse eingeführt. Die Polizisten unserer Zeit sind nicht nur gute Praktiker, sondern sie kennen auch die polizeiliche Fachliteratur und empirische Studien, und sie verstehen sich auf organisatorische und gesellschaftliche Fragen, die mit Strafverfolgung und Strafjustiz zusammen hängen.

Dieser „Generationenwechsel“ hat sicherlich verschiedene Ursachen. Zum einen ist die Gesellschaft und sind die Bürger heute nicht mehr so leicht steuerbar, wie dies früher der Fall war. Ohne eine vernünftige und nachvollziehbare Begründung fällt es einem Polizeibeamten heutzutage schwer, eine bestimmte Anweisung durchzusetzen. Kommunikation ist nicht nur ein Mittel zum Zweck oder notwendig zur Deeskalation, sie wird vom „mündigen Bürger“ des 21. Jahrhunderts gefordert. Entsprechend muss sich der Führungsstil innerhalb der Polizei ändern: Auch hier werden Anweisungen an „Untergebene“ nur noch dann akzeptiert, wenn sie mit guten Begründungen und wohl durchdacht gegeben werden – ansonsten werden sie mehr oder weniger offen unterlaufen und der Vorgesetzte wird mittelfristig im günstigsten Fall noch geduldet (weil man auf seine Versetzung oder Pensionierung wartet und kein „Königsmörder“ sein möchte), im negativen Fall lässt man ihn bei passender Gelegenheit vor die Wand laufen.

Die Angst, von der Organisation im Stich gelassen zu werden, indem z.B. Befehle nicht ausführt oder Verwaltungsanweisungen nicht befolgt werden, sitzt im übrigen tief vor allem bei älteren Polizeiführern, aber auch teilweise bei Politikern, und dies durchaus mit Recht. Kein anderer Minister kann – auf Landesebene - so schnell zum Stolpern gebracht werden wie der Innenminister. Ein Skandal oder ein fehlgeschlagener Einsatz genügen dazu. Entsprechend verhalten sich die meisten Politiker in diesem Bereich: Möglichst unauffällig im Hintergrund bleiben, die Polizei (und ihre Führung) machen lassen und höchstens informell (z.B. auf den obersten Polizeichef) Druck ausüben. Dieses Verhalten und das gesamte Umfeld sind auf Dauer nicht sehr motivierend und (auch für den Politiker) nicht unbedingt Karriere fördernd.

### **Polizei-Akademiker?**

Während in England den meisten Polizeibeamten im Falle einer akademischen Aus- oder Fortbildung eine schnellere Beförderung in höhere Dienstgrade zugesagt wird, sieht es derzeit in Deutschland schlecht aus für Polizisten, die sich akademisch bilden wollen. Entweder wird es ihnen von Anfang an verboten, man drängt sie in Teilzeit-Arbeitsverhältnisse, oder aber man erschwert ihnen die Abwicklung, was im Polizeialltag leicht möglich ist. Ein Abschluss, der außerhalb einer polizeilichen Bildungseinrichtung erbracht wurde, wird im günstigsten Fall ignoriert. So gibt es in allen Bundesländern Polizeibeamte im mittleren Dienst mit einem abgeschlossenen Studium in Jura, Betriebswirtschaft oder auch in anderen, für die Polizei durchaus nützlichen Fächern. Diese Beamten werden aber nur dann in den gehobenen Dienst befördert, wenn sie zusätzlich die Polizei-Fachhochschule absolvieren. Welche Vergeudung von Ressourcen dies ist, machen die durchschnittlichen Kosten dieser Ausbildung deutlich, die bei weit über 100.000.- Euro alleine für das FH-Studium liegen. Es ist aber insofern konsequent, als man in keinem Fall zulassen will, dass eine Qualifikation außerhalb der Polizei erworben wird. Über die Gründe hierfür mag man spekulieren: Ist es die Angst vor dem Fremden, das dann in die Organisation hineingebracht wird? Oder die Angst vor der (besseren?) Qualifikation? Oder die Angst vor einem Hinterfragen lange praktizierter, aber eigentlich nicht wirklich erfolgreicher Methoden? Oder schlichtweg Neid derjenigen, die älter sind, jetzt in höheren Positionen sitzen, teilweise mit Hauptschulabschluss über mehr als 10 Jahre Ausbildungs- und Prüfungsdauer in den höheren Dienst gekommen sind und selbst nicht die Möglichkeit hatten, sich entsprechend zu qualifizieren?


Damit lastet viel auf den Schultern der „Polizei-Akademiker“, die sich selbst meist nicht so sehen, aber gerne von altgedienten Polizisten so gesehen werden, die sich selbst als „Praktiker“ bezeichnen und meinen, alleine daraus die Legitimation ihres Handelns, Denkens oder oftmals auch Nichts-Tuns zu nehmen: Viel Verantwortung (sie müssen ihr Wissen auch in die Praxis transferieren), viel Durchhaltevermögen (sie müssen sich gegen die Anfeindungen der „Praktiker“ wehren), viel Engagement (sie müssen sich besonders beweisen), und vieles andere mehr. Die besondere Aufgabe dieser „Akademiker“ besteht aber auch darin, die ständig wachsende Komplexität in der Gesellschaft und in der polizeilichen Arbeit zu begreifen und gemeinsam mit lebensälteren und praxiserfahrenen Kolleginnen und Kollegen Lösungsansätze für die Schwierigkeiten zu finden, die sich aus dieser wachsenden Komplexität ergeben.

Die polizeilichen Aus- und Fortbildungseinrichtungen, vor allem aber die Polizei-Fachhochschulen und die zukünftige Deutsche Hochschule der Polizei müssen ihre Curricula ebenso wie ihre Methodik permanent überarbeiten und den sich wandelnden Anforderungen anpassen. Dazu sind empirisch gesicherte Berufsbilder (und nicht subjektive Einschätzungen aus dem Handgelenk heraus) und entsprechende Anforderungsprofile zu erstellen. Die Lehrenden müssen einerseits Respekt für den Praktiker zeigen, und dies

bedeutet vor allem Anpassung an deren besondere Bedürfnisse und Berücksichtigung bei der pädagogisch-methodischen Bereitstellung der Ware "Wissen"; andererseits müssen auch kritische Polizisten entsprechend einbezogen und motiviert werden, ihr Wissen und ihre Kritik konstruktiv in Aus- und Fortbildung einzubringen. Die Negation, Verdrängung oder gar ein Verbot kritischer Gedanken sowohl bei Studierenden, als auch bei Lehrenden kann auf Dauer keine Lösung darstellen. So werden keine Probleme gelöst, sondern nur verdrängt oder verlagert. Andererseits müssen die Praktiker lernen, die Nützlichkeit der Wissenschaft und ihrer Ergebnisse zu sehen – auch wenn dies z.B. aufgrund der Diversifikation oder sogar Widersprüchlichkeit der empirischen Resultate nicht immer einfach ist.

## **Globalisierung und internationale Polizeiarbeit**

Die Globalisierung der Wirtschaft und die damit einhergehenden politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen zusammen mit Erleichterungen beim Grenzübertritt und dem Auftreten radikaler islamischer Glaubensrichtungen hatten und haben in fast allen Ländern eine enorme Wirkung auf internationale Kriminalität und Terrorismus. Dies führt dazu, dass Polizeibeamte stärker mit grenzüberschreitender Polizeiarbeit, Aufträgen in Gesellschaften nach Konflikten (Balkan, Afghanistan) und mit der Ausweitung internationaler Behörden (Interpol, Europol) zu tun haben. Möglicherweise wird es in nicht allzu ferner Zukunft Polizeieinheiten für den grenzüberschreitenden Einsatz innerhalb der EU und eine europäische Polizeitruppe geben - wahrscheinlich wird dies eine Gendarmerie sein, weil sie mit den besonderen Herausforderungen eines solchen Auslandseinsatzes besser umgehen kann<sup>13</sup>.

Damit geht schon jetzt vor allem in Mittel-, Ost und Südosteuropa der politische und auch kommerzielle Export von Policing-Modellen einher, also von Grundsätzen, wie eine Gesellschaft zu „Polizieren“ (Jo Reichertz) sei. Die Europäische Union und der Europarat, zuletzt auch die OSZE und sogar die Weltbank haben entsprechende Programme aufgelegt für EU-Kandidaten und „Länder im Übergang“ (Countries in Transition), die teilnehmen wollen an dem westlich dominierten Kultur- und vor allem Wirtschaftssystem. Reformen und manchmal auch schon gezeigtes Reformbemühen werden mit beträchtlichen Finanzmitteln belohnt oder Mitgliedschaften (z.B. im Europarat) von bestimmten Lehrgängen, Projekten und dem Nachweis von Reformen abhängig gemacht. Die USA und dort vor allem Bratton und Kelling mit ihrem „NYPD-Wunder“, waren besonders erfolgreich bei der Vermarktung eines solchen „Policing-Produktes“. Wir sollten sehr skeptisch gegenüber diesem Export von „unpassenden“ Modellen  heute Demokratien, zumal viele ehemals sozialistische Staaten und ihre Protagonisten relativ schnell lernen, mit diesen Segnungen des Kapitalismus umzugehen: Sie nutzen geschickt die mangelnde Kooperation und Koordination der vielen Hilfseinrichtungen und staatlichen sowie überstaatlichen Institutionen aus und nehmen an Finanzmitteln, was sie bekommen können; nicht selten verschwinden dabei ein Grossteil der Finanzmittel in dunklen Kanälen oder kommen zumindest nicht den Zwecken zugute, für die sie gedacht waren. Eine neue Richtung bekommen die Polizei-Modelle spätestens seit dem Irak-Krieg, in dem mehr und mehr private Dienstleister Schutz- und Sicherheitsaufgaben übernehmen und sogar Polizeibeamte ihren öffentlichen Arbeitgeber verlassen, weil die Privaten besser bezahlen.

## **Polizei und New Public Management**

In einigen Ländern Westeuropas änderte sich in den letzten Jahren einiges, als die Regierungen Ideen der neoliberalen Wirtschaftspolitik und damit neue Management-Methoden für eine Reihe von öffentlichen Diensten einführten. Damit machte sich auch eine neue Management-Sprache breit: Polizeibeamte reden von "Zielen", von "Budgetierung", „Kos-

ten-Leistungs-Rechnung“ und „Dienstleistungsstandards“. Positiv daran ist, dass die Polizeidienste aufgerüttelt wurden: Aus Chefs wurden Manager im besseren Wortsinn, und es ist ein besseres Bewusstsein entstanden bezüglich Kosten, Strategie und Planung, kommunalen Beziehungen, dem Umgang mit Medien und Personalführung und Management. Die negative Seite ist, dass sich hinter dieser scheinbar neuen Philosophie und der konsumentenfreundlichen Fassade eine alte Management-Philosophie mit starker Ergebnisorientierung verbirgt. Die Hochglanzprospekte sprechen von „mission statements“, von Leitbildern (die dann auch noch gerahmt und überall aufgehängt werden), von einem Verhaltenskodex, einer Öffentlichkeits- bzw. Kundenorientierung und mehr Transparenz. Dies verführt zu einer oberflächlichen Rhetorik bei Polizeikräften, die sich dann wie Luftfahrtgesellschaften oder andere Dienstleister anhören: "Danke, dass Sie sich für uns entschieden haben. Wir hoffen, dass Sie unsere Dienste bald wieder in Anspruch nehmen werden!" In der Praxis erlebt man aber oft Servicekürzungen, enge quantitative Ziele, die kaum zu erreichen sind (und oft nur, wenn man eigene, „kreative“ Interpretations- oder Messmethoden entwickelt), unklare oder weiche qualitative Ziele, Verzerrungen des Entlohnungssystem und größere Distanz zur Öffentlichkeit.

Auch als Konsequenz daraus sind Bestrebungen im Gange, Routineaufgaben von wichtigen oder essentiellen Aufgaben abzuspalten und die Kosten zu reduzieren. Private Sicherheitsfirmen, lokale Verwaltungsbeamte, Hilfspolizisten, Bürgerwehren und weniger qualifizierte Streifenbeamte mit eingeschränkten Aufgaben sind in diesen Bereich vorgezogen. In den Niederlanden gibt es beispielsweise sog. "Surveillanten": Uniformierte Beamte mit eingeschränkter Ausbildung, eingeschränkten Befugnissen und ohne Schusswaffen, die kleinere Vergehen regeln sollen, um die reguläre Polizei von solchen „einfachen“ Aufgaben zu entlasten. In Deutschland heißen die Pendanten „Freiwillige Polizei“ (Baden-Württemberg) oder „Sicherheitswacht“ (Bayern). Im Ergebnis wird so die Polizeistreife als Schnittstelle zwischen Polizei und Bürger zur Arbeit von billigerem, eingeschränkt ausgebildetem Personal degradiert und die Polizei macht deutlich, dass ihr an dem Bürgerkontakt eigentlich nicht besonders gelegen ist – trotz gegenteiliger öffentlicher Verlautbarungen.

Während die Einführung der neuen Managementmethoden also auf Effizienz und Kundenfreundlichkeit abzielen scheint, liegen die Ursprünge eher in konservativen bis rechtslastigen Vorstellungen von der Rückführung der Polizei zu der "eigentlichen" Aufgabe des Schurkenfangens. Dies führt wiederum zu einem Druck, der der Polizei quantifizierbare Erfolgsmessungen aufbürdet – und das in einer Zeit, da allen klar ist, dass die Polizei allein das Problem Kriminalität nicht anpacken kann. Im Ergebnis besteht die Gefahr, dass mehr Dienste für die Öffentlichkeit vernachlässigt, Ergebnisse manipuliert, Erfolge durch erleichterte Festnahmen vorgewiesen werden und man sich von bestimmten Bereichen der Öffentlichkeit entfremdet, weil man mit ihnen nichts mehr zu tun hat. Die Polizeiorganisation kann die Forderungen der Öffentlichkeit z.B. nach mehr Polizeipräsenz nicht erfüllen und hat große Schwierigkeiten, die Kriminalität zu bekämpfen. Sie unterliegt dann leicht der Versuchung, Methoden anzuwenden, die im rechtlichen Graubereich liegen; oder es werden gar bislang unbestrittene Grundprinzipien aufzugeben, um die Existenz der Polizei zu legitimieren. So enttäuscht sie am Ende ihre eigentlichen Auftraggeber (nämlich die Bürger), entfremdet Teile der Gesellschaft, indem sie vor allem die Schwachen und Verletzlichen in der Gesellschaft in ihren Fokus nimmt (Stichwort: Saubere Innenstädte) und frustriert sich auf Dauer selbst, weil man die Begrenztheit dieser polizeilichen Strategie nicht verdrängen kann (**Feltes 2004a**).

## Technologie und "Risiko"

**Haggerty und Ericson (1997)** haben Polizeiarbeit in Beziehung zu Beck's Konzept der "Risiko-Gesellschaft" (**Beck 1986**) gesetzt. Der Wert ihrer Analysen besteht darin, die Auswirkungen von Technologie- und Informationsmanagement auf die Polizeiarbeit ins Bewusstsein zu rücken. Haggerty und Ericson weisen aber auch darauf hin, dass dann, wenn die Polizei ihr Monopol in bestimmten Bereichen aufgibt, sie in Allianzen mit vielen Organen verwickelt wird. Es gibt das Versprechen einer aufgeschlosseneren und verantwortlicheren, also im eigentlichen Sinne demokratischen Polizei, während die Praxis eine "Taylorization" der Polizeiarbeit zeigt: Polizisten sitzen an ihren Computern und die Kommunikation wird unpersönlicher, da die Technologie Einzug hält. Die Realität der Technologie ist weniger beeindruckend, als es den Anschein hat, doch die Bedrohung durch Eindringen und Missbrauch bleibt. Bestes Beispiel dafür ist die überaus aufwändige Rasterfahndung, die in Deutschland nach dem 11. September 2001 angestrengt wurde, um sog. Terroristische „Schläfer“ zu entdecken. Im Ergebnis wurden z.B. in Baden-Württemberg mehrere 100.000 Personen überprüft, ohne dass ein Verdächtiger gefunden wurde<sup>14</sup>. Auch der im März 2004 zumindest teilweise für verfassungswidrig erklärte „große Lauschangriff“ bringt im Ergebnis viel weniger, als oftmals (von der Polizei) behauptet wird. Zwar gibt es insgesamt betrachtet Verbesserungen in der Anwendung von Technologie und Information, aber auch den Autonomieverlust für Streifenbeamte, die gehalten sind, alles in den Computer einzugeben, die Grenzverschiebungen zu anderen Behörden und die Risiken für die Privatsphäre durch Überwachung und die Herrschaft der Informationstechnologie dürfen nicht unterschlagen werden.

### **Herrschaft der Sicherheit**

Die Arbeiten von Shearing, Bayley und anderen waren entscheidend für ein „re-tooling“, ein Überarbeiten der Methoden im Bereich der Polizeistudien, indem sie uns die Herrschaft der Sicherheit ins Bewusstsein rückte: Die Entstehung von "Sicherheitsnetzwerken" mit komplexer Kooperation der beteiligten Organe, Kamera- und anderer Überwachung und das Eindringen in den halbprivaten Raum (z.B. Einkaufsstraßen) stehen hier im Mittelpunkt. Zudem hat auch die "Multilaterization" zwischen öffentlichen und privaten Agenturen die Vorstellung von Polizeiarbeit und Sicherheit verändert. Doch während Polizeiarbeit in mancher Hinsicht als gütige, freundliche „COP“ and „POP“, also als „Community“ oder „Problem“ orientierte Polizeiarbeit“ daherkommt, ist es wichtig, die Militarisierung der Polizei (**Kraska (Hrsg.) 2001**) im Hinterkopf zu behalten. Die entsprechenden Forschungsergebnisse zeigen anschaulich die innewohnende Ambivalenz und die Persönlichkeitsspaltung der Polizei. In den USA ist die zunehmende Einführung von militärischer Hardware und militaristisch organisierten Spezialeinheiten (oft als SWAT-Einheiten, Special Weapons and Tactics, bezeichnet) zu beobachten; diese Einheiten werden dann auch zunehmend in eher harmlosen, herkömmlichen Situationen eingesetzt, weil sie nun einmal da sind und eingesetzt werden müssen. In Deutschland sind es Sondereinsatz- oder Mobile Einsatzkommandos, die entsprechend auch mit Aufgaben versorgt werden müssen.

### **Die Kultur ändern: Von Straßen-Cops, Management-Cops und Strategie-Cops**

Die sich in den letzten Jahren abzeichnende Erneuerung der Polizeiorganisation hat auch zu einer neuen Schichtbildung geführt hat, die die Straßen-Cops, also die Beamten, die die Alltagsarbeit auf der Straße verrichten, von der Sprache und der Kultur der höheren Hierarchie-Ebenen trennt. In den frühen 80ern wurde erstmals (**Reuss-Ianni 1993**) die Zweiteilung zwischen "street cops" und "management cops" veranschaulicht. Aber gibt es oberhalb dieser beiden Schichten – wobei die Straßen-Cops den Ärger draußen übernehmen und die Management-Cops in der Mitte den Papierkram erledigen und nach Erfolgen streben – auch "Strategie-Cops" in der Langzeit-Planung, die in Regierungskomitees sit-

zen und mit der Privatwirtschaft kooperieren. Für Deutschland hatte als erster Rafael Behr in einer ethnografischen Studie das Thema "Cop Culture" thematisiert und analysiert (**Behr 2000**) und zusammen mit seiner früheren Studie über die Auswirkungen der Wende auf die Polizei in Ostdeutschland (**Behr 1993**) aufgezeigt, wie Polizeiforschung aus einer sozio-ethnologischen Sicht heraus erfolgen kann. **Schweer und Strasser (2003)** beschreiben das Verhältnis zwischen „street cops“ (die sie auch als „Jäger“ bezeichnen) und „management cops“ in ihrer sehr anschaulichen Studie über Duisburger Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und Subkulturen wie folgt: *„Anders als die `Street Cop Culture` misstraut die `Management Cop Culture` den Jägern. Das ergibt sich aus dem hohen Grad an Autonomie, den die Jäger genießen, und sich damit der Kontrolle durch die Führung entziehen. Dieser Umstand widerspricht dem Selbstverständnis der Managementkultur von Polizei, das geprägt ist durch hierarchische Struktur, Kontrolle und formal korrektes Auftreten und Verhalten“* (S. 244). Ebenfalls sehr anschaulich und mit schönem O-Ton beschreiben diese Autoren auch das Verhältnis zwischen den Beamten des Wach- und Wechseldienstes und der Kriminalpolizei: *„In dem Verhältnis zwischen den Beamten des Wach- und Wechseldienstes und den Mitarbeitern der Kriminalitätskommissariate spiegelt sich die natürliche Feindschaft zwischen Hand - und Kopfarbeitern innerhalb der Polizeikultur wieder, wie die nachfolgende Darstellung der Kriminalkommissariate durch den Wach - und Wechseldienst belegt: `Lebt fast ausschließlich vor den Ausscheidungen des WWD, bläst kleine Fehler zu Staatstragödien auf und ist nicht in der Lage, diese Fehler auszubügeln. ... besteht offensichtlich aus wechselwarmen Eidechsen. Diese müssen sich erst stundenlang in der Sonne aufwärmen, bevor sie Aktivitäten entfalten. Fallen mit dem Einbruch der Dunkelheit in Kältestarre. Bei feindlichen Angriffen können Sie Ihren Schwanz abwerfen und flüchten`* (S.246 f.).

Um der Frage nachzugehen, ob die Alltagserfahrungen der Polizeibeamten Einstellungen und Vorurteile beeinflussen, wurden die befragten Polizeibeamten in drei unterschiedliche Gruppen eingeteilt: Gruppe 1 wies eine geringe psychische Belastung im Alltagsdienst auf, Gruppe 2 eine mittlere Belastung und Gruppe 3 eine starke Belastung. Im Ergebnis unterscheiden sich diese Gruppen untereinander erheblich: So stimmten der Aussage „Kosovo - Albaner sind Messerstecher“ lediglich 1,2% aus der Gruppe mit geringer Belastung im Alltag zu, aber 82,8 % aus der Gruppe mit der stärksten Belastung. Bestimmt also das Sein das Bewusstsein, wie Karl Marx behauptet hat, oder das Bewusstsein das Sein, wie Hegel meint? Allerdings kann es auch sein, dass bestimmte Einstellungen bereits in den Polizeidienst mitgebracht werden, dort die Tätigkeitswahl beeinflussen und die sich dann im Dienst entsprechend verstärken.

## **Zusammenfassung**

In diesem – zugegebener selektiven - Überblick haben wir versucht, ein paar Überlegungen über Polizeiarbeit mit unseren eigenen Erfahrungen zu verbinden und einige grundlegende Änderungen und Entwicklungen in der Polizeiarbeit im Laufe der letzten 30 Jahre aufzuzeigen. Manche dieser Entwicklungen sind positiv, andere negativ zu bewerten. Deutschland ist ein zunehmend multikulturelles Land mit ethnischen Minderheiten, vielen Aktivitäten der organisierten Kriminalität und einer steigenden Verunsicherung der Bevölkerung. Bei Polizeipraktikern im Ausland hat es den Ruf, über gut ausgerüstete und ausgebildete Polizeikräfte zu verfügen. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob in Deutschland auch der Anschluss an die Methoden, Strategien und Ergebnisse der internationalen Polizeiforschung gelingt.



## Quellen

- Ahlf, Ernst-Heinrich (2001): Polizeiforschung am Scheideweg. *Kriminalistik* 10, 2001, S. 618 ff.
- Baier, Th. Feltes (1994), Kommunale Kriminalprävention. Modelle und bisherige Erfahrungen. In: *Kriminalistik* 1994, S. 693-697
- Banton, M. (1964), *The Policeman in the Community*. London
- Bayley, D. (1967), *Forces of Order: Police Behavior in Japan and the United States*. Berkeley
- Bayley, D. (1985), *Patterns of Policing: A Comparative International Analysis*. Brunswick, NJ
- Beck, U. (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in die Moderne*, Frankfurt
- Behr, R. (1993), *Polizei im gesellschaftlichen Umbruch Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung bei der Schutzpolizei in Thüringen*. Holzkirchen
- Behr, R. (2000): *Cop Culture – Der Alltag des Gewaltmonopols. Männlichkeit, Handlungsmuster und Kultur in der Polizei*. Opladen
- Behr, R. (2003), *Polizeiforschung als Kontrolle der Kontrolleure?* In: Herrnkind/ Scheerer (2003), S. 221-259
- Behrendes, U. (2002), *Bauernopfer? Interview in „Unbequem“, Juli, S. 12 ff.* (auch verfügbar unter [www.polizei-newsletter.de/pdf-files.htm](http://www.polizei-newsletter.de/pdf-files.htm))
- Bittner, E. (1967), "The Police on Skid Row: A Study of Peace-Keeping", *American Sociological Review*, XXXII (5), 699-715.
- Bittner, E. (1970), *The Functions of the Police in Modern Society*. Washington
- Bittner, E. (1990), *Aspects of Police Work*. Boston
- Brodeur, P. (2002), *Police and Violence*. In: J. Hagan, W. Heitmeyer (Hrsg.) *Handbook on Violence Research*. New York
- Brusten, M. (Hrsg.) (1975). *Die Polizei - eine Institution öffentlicher Gewalt : Analysen, Kritik, empirische Daten*, Neuwied u.a.
- Cain, M. (1973), *Society and the Policeman's Role*. London
- Chatterton, M. (1976), "Police Arrest Powers as Resources in Peace-Keeping", *Social Work Today*, 7, 234-237.
- Dreher, G., Th. Feltes (1996), *Kommunale Kriminalprävention in Theorie und Praxis - Das Modell Baden-Württemberg*. In: *Vereint gegen Kriminalität - Wege der kommunalen Kriminalprävention in Deutschland*, hrsg. von E. Kube, H. Schneider, J. Stock, Lübeck, S.137-163
- Dreher, G., Th. Feltes (Hrsg.) (1997), *Das Modell New York: Kriminalprävention durch Zero Tolerance?* Holzkirchen
- Endruweit, G. (1979), *Struktur und Wandel der Polizei*. Berlin 1979
- Erikson, R., K. Haggerty (1997), *Policing the Risk Society*. Oxford
- Feest, J., E. Blankenburg (1972), *Die Definitionsmacht der Polizei. Strategien der Strafverfolgung und soziale Selektion*. Düsseldorf.
- Feest, J., R. Lautmann (Hrsg.) (1971), *Die Polizei. Soziologische Studien und Forschungsberichte*. Opladen
- Feltes, Th. (1985), *Sozialarbeiter: Helfer-Elite oder gesellschaftliche Randgruppe? Zum Selbstbild von Sozialarbeiter-Studenten*. In: *Politische Sozialisation an Hochschulen. Schriftenreihe "Diskussionsbeiträge zur politischen Didaktik" der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1985, S.87-103.*
- Feltes, Th. (1988), *Polizeiliches Alltagshandeln. Konsequenzen für eine "neue Polizei" aus einer Analyse von Notrufen und Funkstreifeneinsatzanlässen*. In: *Kriminologische Forschung in den 80er Jahren, Bd.1*, hrsg. von G.Kaiser, H.Kury, H.-J.Albrecht (*Kriminologische Forschungsberichte aus dem Max-Planck-Institut, Bd.35/1*) Freiburg, S.125-156
- Feltes, Th. (1990), *Polizeiliches Alltagshandeln - Ergebnisse einer Analyse von Notrufen und Funkstreifenwageneinsätzen*. Arbeitspapier Institut für Kriminologie der Universität Heidelberg (im Internet unter [www.thomasfeltes.de](http://www.thomasfeltes.de) verfügbar)
- Feltes, Th. (1994), *Kommunale Kriminalprävention - Modelle und Erfahrungen*. TEXTE Nr.3, Fachhochschule Villingen-Schwenningen, Hochschule für Polizei 1994 (Herausgeber), 84 Seiten
- Feltes, Th. (Hrsg.) (1995), *Kommunale Kriminalprävention in Baden-Württemberg*, Holzkirchen
- Feltes, Th. (1996), *Effizienz der Straftatenbekämpfung*. In: E. Kube (Hrsg.), *Handbuch für polizeiliche Führungskräfte*, Stuttgart 1996, S. 573-602
- Feltes, Th. (1997), *Zur Einführung: New York als Modell für eine moderne und effektive Kriminalpolitik?* In: Dreher/Feltes (Hrsg.), *Das Modell New York: Kriminalprävention durch Zero Tolerance?* Holzkirchen, S.3-15
- Feltes, Th. (2001), *Das Zero-Tolerance-Konzept: Gartenzwerge aus New York. Oder: Was fangen wir mit der us-amerikanischen Polizeistrategie an?* In: *Kriminalistik*, S. 85-89
- Feltes, Th. (2001a), *Im Namen des Gesetzes: Über Polizei und öffentliche (Un-) Sicherheit*. In: *Die Bundespolizei (Österreich)* 3, S. 52-60
- Feltes, Th. (2002), *Scientia Ante Portas. Flüchten oder Standhalten? Zur Perspektive einer Polizeiwissenschaft in Deutschland*. In: *Die Polizei*, 9, S.245-250
- Feltes, Th. (2003), *Frischer Wind und Aufbruch zu neuen Ufern? Was gibt es Neues zum Thema Polizeiwissenschaft und Polizeiforschung?* In: *Die Kriminalpolizei*, S. 96-98

- Feltes, Th. (2004), Police Integrity and the Police Organization. In: Police Command Studies International, Command Media (elearning-journal), 2004 verfügbar unter [www.thomasfeltes.de](http://www.thomasfeltes.de)
- Feltes, Th. (2004a), Gemeinschaftliche statt kommunaler Kriminalprävention: Ein neuer Weg? In: Die Kriminalprävention 2004
- Feltes, Th., D. Huser (1994), Die Ausbildung für den gehobenen Polizeivollzugsdienst an den Fachhochschulen des Bundes und der Länder - Ergebnisse einer bundesweiten Umfrage. In: Die Polizei, S.233-243
- Forschungsgruppe Kommunale Kriminalprävention (1996), Opfererfahrungen, Kriminalitätsfurcht und Vorstellungen zur Delinquenzprävention. Ergebnisse von Bevölkerungsbefragungen im Rahmen des Begleitforschungsprojekts "Kommunale Kriminalprävention" in Baden-Württemberg. In: Th. Trenczek, H. Pfeiffer (Hrsg.), Kommunale Kriminalprävention. Paradigmenwechsel und Wiederentdeckung alter Weisheiten, Bonn 1996, S. 118-140
- Forschungsgruppe Kommunale Kriminalprävention (1998), Viktimisierungen, Kriminalitätsfurcht und Bewertung der Polizei in Deutschland. In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 2, 1998, S.67-82
- Forschungsgruppe Kommunale Kriminalprävention (1999), Untersuchungen zur Kommunalen Kriminalprävention. In: Kriminalistik 1, 1999, S. 54-56
- Goldstein, H. (1977), Policing a Free Society. Cambridge, MA.
- Helfer, C., Siebel, W. (1975), Das Berufsbild des Polizeivollzugsbeamten. Gutachten im Auftrag der Ständigen Konferenz der Innenminister der Länder. Universität des Saarlandes. Saarbrücken 1975.
- Hermanutz, M., Spöcker, W., Gnam, T., Neher, M. (2002): Computerspiele – Training für den Schusswaffengebrauch? Polizei & Wissenschaft, 2, 3-12.
- Herrnkind, Martin; Scheerer, Sebastian (Hrsg.) (2003): Die Polizei als Organisation mit Gewaltlizenz. Möglichkeiten und Grenzen der Kontrolle. Münster, Hamburg, London (LIT-Verlag)
- Hess, Henner (1998): New York zieht die Lehren aus den zerbrochenen Fensterscheiben. Eine neue Polizeistrategie zwischen Enthusiasmus und Kritik. In: Dreher, Gunter; Feltes, Thomas: Das Modell New York: Kriminalprävention durch 'Zero Tolerance'? Holzkirchen 1997, 2. Aufl. 1998; im Internet unter [www.thomasfeltes.de/literatur.htm](http://www.thomasfeltes.de/literatur.htm) als download verfügbar.
- Hess, Henner (2003): Polizeistrategie und Kriminalität – das umstrittene Beispiel New York. In: Herrnkind/Scheerer (2003), S.49-104
- Kerner, Hans-Jürgen (1995): Empirische Polizeiforschung in Deutschland. In: Hans-Heiner Kühne u.a. (Hrsg.); Neue Strafrechtentwicklungen im deutsch-japanischen Vergleich. Schriftenreihe zum europäischen Strafrecht. Hrsg. von Ulrich Sieber. Band 2. Köln u.a., Seite 221-253
- Kirkham, G.L. (1974), "From Professor to Patrolman", Journal of Police Science and Administration, II (2), 127 – 137.
- Klockars, C.B. (1980), The Dirty Harry Problem. In: The Annals of the American Academy of Political and Social Science, 452, 33-47
- Knapp Commission (1972). The Report of the Commission to Investigate Alleged Police Corruption. New York
- Holdaway, S. (ed.), (1979), The British Police. London
- Kraska, P. (ed.) (2001), Militarizing the American criminal justice system: the changing roles of the Armed Forces and the police. Boston
- Lange, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2000): Staat, Demokratie und Innere Sicherheit in Deutschland. Opladen
- Lange, Hans-Jürgen (Hrsg.) (2003): Die Polizei der Gesellschaft. Zur Soziologie der Inneren Sicherheit. Opladen (Leske und Budrich) (472 Seiten, € 39,90)
- Maas, P. (1974), Serpico. London
- Manning, P. K. (1977), Police Work. Cambridge, MA.
- Manning, P.K. (1997), Police Work. 2nd edition. Prospect Heights, ILL
- Manzoni, P. (2003), Gewalt zwischen Polizei und Bevölkerung. Zürich, Chur
- Meggeneder, O. (1995), Abara Kadabara - is a Kibara a Habara? Zur Arbeits- und Berufssituation von Polizistinnen.
- Mollen Commission (1994), Report of the Commission to Investigate Allegations of Police Corruption and the Anti-Corruption Procedures of the Police Department. City of New York: Mollen Commission.
- Nadelman, E. A. (1990), The Role of the United States in the International Enforcement of Criminal Law, Harvard University Law Journal, 31 (1), 37-67.
- Ohlemacher, Thomas u.a. (2002): Polizei im Wandel – Abschlussbericht der standardisierten Befragung der Vollzugsbeamtinnen und –beamten der niedersächsischen Polizei 2001 sowie erste Ergebnisse der Gruppendiskussion 2002. Hannover, Forschungsbericht Nr. 87 des Kriminologischen Forschungsinstitutes Niedersachsen (KFN); s. [www.kfn.de](http://www.kfn.de)
- Ohlemacher, Thomas; Rüger, Arne; Schacht, Gabi; Feldkötter, Ulrike (2003): Gewalt gegen Polizeibeamtinnen und –beamte 1985-2000. Eine kriminologische Analyse. Baden-Baden
- Periodischer Sicherheitsbericht des Bundesministerium des Innern und des Bundesministeriums der Justiz, Berlin 2001; in Internet verfügbar unter: [www.bmi.bund.de](http://www.bmi.bund.de)

- Pick, Alexander (1995): Polizeiforschung zwischen Wissenschaft und Scharlatanerie. In: Kriminalistik 11, S.697-704
- Punch, M. (1979), Policing the Inner City. London
- Reichertz, Jo (1990): „Meine Schweine erkenn´ ich am Gang“. Zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten. Hagen
- Reichertz, Jo (1990a): „Wenn ich auftauche verschwinden alle“. Erste Begegnungen mit dem Forschungsfeld Kriminalpolizei. Hagen
- Reichertz, Jo (1991): Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit. Stuttgart
- Reichertz, Jo (2002). Prämissen einer hermeneutisch wissenssoziologischen Polizeiforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal], 3, 1. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-02/1-02reichertz-d.htm>
- Reichertz, Jo (2003): „Meine Mutter war eine Holmes.“ Über Mythenbildung und die tägliche Arbeit der Crime-Profiler. In: Reichertz/Schröer 2003, S. 199-233
- Reichertz, Jo; Schröer, Norbert (Hrsg.) (1992): Polizei vor Ort – Studien zu einer wissenssoziologischen Polizeiforschung. Stuttgart
- Reichertz, Jo; Schröer, Norbert (Hrsg.) (1996): Qualitäten polizeilichen Handelns. Beiträge zu einer verstehenden Polizeiforschung. Opladen.
- Reichertz, Jo; Schröer, Norbert (Hrsg.) (2003): Hermeneutische Polizeiforschung. Opladen (Leske und Budrich) (237 S., € 24,90).
- Reiner, R. (1991), Chief Constables. Oxford
- Reiner, R. (2000), The Politics of the Police, 3d edition. London
- Reiner, R. (1978), The Blue-Coated Worker. Cambridge: Cambridge
- Reiss, A. J., Jr. (1971), The Police and the Public. New Haven, CT
- Reuss-Ianni, E. (1993): Two Cultures of Policing: Street Cops and Management Cops
- Rubinstein, J. (1973), City Police. New York
- Schweer, Th., Strasser, H. (2003), „Die Polizei – dein Freund und Helfer?!“ In: A. Groenemeyer, J. Mansel (Hrsg.), Die Ethnisierung von Alltagskonflikten. Opladen, 229-260
- Sheptycki, J. (2000), Issues in Transnational Policing. London
- Skolnick, J. H. (1967), Justice Without Trail. New York
- van Maanen, J. (1973), „Observations on the Making of Policemen“, Human Organisation, 32 (4), 407-418.
- van Maanen, J. (1978), The Asshole, in: Policing: A view from the street, hrsg. von Manning, P.K. und van Maanen, J., Santa Monica 1978, S. 221-237
- Waddington, P.A.J. (1999), Policing Citizens. London.
- Walter, Bernd (2003): Lektion in Diskussionskultur – Eine Erwiderung. In: Der Kriminalist 3, 2003, S. 109-111
- Westley, W. A. (1970), Violence and the Police. Cambridge, MA

<sup>1</sup> Der Beitrag geht auf einem zuerst im Jahr 2002 von Maurice Punch veröffentlichten Essay mit dem Titel „Policing: Good People and Dirty Work?“ zurück. Die Idee, diesen Beitrag zu ergänzen mit Erfahrungen und Studien aus Deutschland hatten die Autoren anlässlich einer Tagung im Jahr 2003 in Richmond, Kentucky, die sich mit transnational vergleichenden Studien zur Polizeiwissenschaft beschäftigte. Die Übersetzungsvorlage hat Hilke März geliefert. Das Problem bei der Übersetzung von englischsprachigen Polizeitexten besteht darin, dass manche Begriffe aufgrund der noch in den Kinderschuhen steckenden Entwicklung einer eigenen deutschen Polizeiwissenschaft kaum oder nur auf Umwegen zu übersetzen sind. So ist der Begriff „Policing“, den Maurice Punch in der Überschrift seines Original-Beitrages verwendet hat, kaum ins Deutsche zu übertragen. Übersetzt man ihn mit „Polizeiarbeit“, dann fallen wichtige strukturelle Aspekte weg, den der englische Begriff beinhaltet. Gleiches gilt z.B. für auf den ersten Blick so einfache Begriffe wie „people“. Kann man „good people“ mit „gute Menschen“ übersetzen, wenn damit Polizeibeamte gemeint sind? Und wie verhindert man die Gedankennähe zu „Gutmenschen“? „Gute Polizeibeamte“ wiederum sind (auch nach ihrer eigenen Definition) etwas anderes – nämlich ihre Arbeit gut verrichtende Beamte. Der Titel des Beitrages knüpft an das 1980 von Carl Klockars beschriebene „Dirty-Harry-Problem“ an: „Dirty means“ werden zur Erreichung von „good ends“ eingesetzt (Klockars 1980).

<sup>2</sup> Dass es auch anders geht, haben später immer wieder Polizeipräsidenten gezeigt, die Fehler ihrer Mitarbeiter in der Öffentlichkeit nicht vertuscht haben und versuchten, konstruktiv mit diesen Fehlern umzugehen: So Ende der 90er Jahre der Mannheimer Polizeipräsident Feldmann und im Jahr 2003 der Kölner Polizeipräsident bzw. der zuständige Polizeiführer Udo Behrendes als Inspektionsleiter der Kölner Innenstadtwachen nach der Anwendung von unangemessener Gewalt durch Polizeibeamte in ihrem Bereich (s. das Interview mit Behrendes 2002) und zuletzt 2004 (allerdings in kleiner Dimension) der Bochumer Polizeipräsident Thomas Wenner bei einer fahrlässigen Falschaussage durch „Toto und Harry“, die beiden Serien-Polizeibeamten aus Bochum.

<sup>3</sup> Vgl. Meggeneder 1995; bis heute weigert sich die deutsche Polizei beispielsweise, Daten über psychische Erkrankungen oder Selbstmorde bei Polizeibeamten zu veröffentlichen; nur dann, wenn es unvermeidlich ist (weil sich z.B. ein Polizeibeamter vor den Augen seiner Kollegen auf der Wache erschießt oder eine Polizeibeamtin sich das Leben nimmt, weil sie von Kollegen gemobbt wurde) nimmt man zu dem Thema Stellung –

---

aber auch nur, um die individuelle Verantwortlichkeit der Betroffenen herauszustellen. Das „System“ ist und bleibt natürlich unfehlbar. Während inzwischen jeder Mitarbeiter im mittleren Management eines privaten Unternehmens auf Beratung und sogar Coaching zurückgreifen kann, sind diese Themen für die Polizei nach wie vor rote Tücher.

<sup>4</sup> Die Lösung bestand darin, dass eine „Hotline“ (also eine 24 Stunden erreichbare Telefonnummer – in Anlehnung an die amerikanische Notrufnummer wurde dazu die „911“ gewählt) eingerichtet wurde, die Studierende anrufen konnten, wenn sie selbst Probleme hatten oder von Problemen anderer wussten. Diese Hotline wurde von einer/einem PsychologIn betreut. Dass sich diese Hotline bewährt hat, kann hier nur angedeutet werden.

<sup>5</sup> In Großbritannien wie auch in den USA ist es üblich, pensionierte Polizeibeamte an den Universitäten oder Colleges, die entsprechende Studiengänge anbieten (Police Studies, Criminal Justice Studies o.a.), zuerst als „Senior Lecturer“, später auch als „Professor“ anzustellen, wobei das Pensionierungsalter sich deutlich von dem in Deutschland unterscheidet: Teilweise kann man bereits nach 20 Dienstjahren mit einem Übergangsgeld und einer gekürzten Pension aus der Polizei ausscheiden.

<sup>6</sup> Dies wird auch in dem transnationalen Forschungsprojekt „Police Use of Force“ deutlich, wo sich Tank Waddington und Thomas Feltes erstmals im Jahr 2002 trafen; s. [www.policeuseofforce.com](http://www.policeuseofforce.com)

<sup>7</sup> Wobei das dramaturgische Muster: durchgeknallter Cop (dargestellt von Mel Gibson) hier, besonnener (zufällig (?) farbiger) Cop dort, auch anderenorts und teilweise sogar in der Polizeipraxis zu beobachten ist; vgl. Reichertz 2003 sowie schon früh Clockars 1970.

<sup>8</sup> Als Thomas Feltes bei einer Anhörung vor dem Hamburger Senatsausschuss zum Thema „Hamburger Kessel“ den BGS-Führer Walter zitierte, der Polizeiführung mit dem Begriff „Management by Jeans – an allen entscheidenden Stellen sitzen Nieten“ umschrieb, sich aber gleichzeitig davon distanzierte und deutlich machte, dass er dieser Meinung nicht folgt, war dieses Zitat schneller in regionalen Printmedien als er selbst mit dem Zug zurück. Die aufgeregte und aufgebrachte Polizeiführung des Landes war kaum zu beruhigen, zumal sich fast zeitgleich zwei weitere „Skandale“ ereigneten: Ein regionaler Polizeiführer hatte es gewagt, öffentlich (also in den Medien) die anstehende Polizeireform zu kritisieren und junge Polizisten (Mitglieder der Polizeigewerkschaft) forderten in Uniform und mit Sammelbüchsen bewaffnet bei einer Demonstration einen „Notgroschen für die Polizei“ ein; die ursprüngliche Absicht, mit erkennungsdienstlichen Maßnahmen (einschl. Video-Aufnahmen) gegen diese Polizisten vorzugehen um sie wegen Dienstvergehen belangen zu können, wurde nach hitziger Diskussion aufgegeben. Der regionale Polizeiführer musste schließlich ebenso öffentlich, wie er die Polizeireform kritisiert hatte, erklären, dass er nicht kompetent genug sei, um diese Reform zu beurteilen. Dafür durfte er dann im Amt bleiben.

<sup>99</sup> So vor einiger Zeit mit einem Bericht über eine gemischte Streifenwagenbesatzung, der aufgrund eindeutig sexistischer und frauenfeindlicher Äußerungen den männlichen Parts massive interne Kritik durch die Polizeiführung hervorrief. Tatsächlich war es wohl so, dass sich die männlichen Polizeibeamten an die Anwesenheit des Filmteams gewöhnt hatten und dadurch ihre quasi anerzogene Vorsicht vergasen und munter drauflos erzählten; sicherlich spielte dabei aber auch eine macho-hafte Profilierungssucht eine Rolle. Zumindest ebenso pubertär-blaüugig war aber auch das Verhalten der Polizeiführung, die den Journalisten offensichtlich freie Hand bei der Veröffentlichung des Filmes ließ – während erfahrene Dienststellen wie z.B. in Hamburg die Journalisten und Filmemacher vom Anfang bis zu Ende am Schnittplatz partnerschaftlich begleiten.

<sup>10</sup> Auch in Verbindung mit einer Selbstanzeige der beiden Polizisten wegen „fahrlässigem Falscheids“, weil sie vor Gericht erklärt hatten, einen Rotlichtverstoß gemeinsam beobachtet zu haben, obwohl sie zufällig an diesem Tag nicht gemeinsam auf Streife waren – sie waren aber beide als Zeugen von der Ordnungsbehörde benannt worden und gingen daher davon aus, dass sie auch gemeinsam gefahren waren; das Verfahren endete im März 2004 mit einem Strafbefehl in Höhe von 80 Tagessätzen – sicherlich keine Entscheidung, die die Fehlerkultur in der Polizei vorantreibt.

<sup>11</sup> Dass diese Einstellung dann, wenn man Kommunale Kriminalprävention als „gemeinschaftliche Kriminalprävention“ betreiben will (Feltes 2004a) Probleme bereitet, liegt auf der Hand.

<sup>12</sup> Als Mitglied der Akkreditierungskommission von „AQUIN“, des größten deutschen Akkreditierungsunternehmens, konnte Thomas Feltes Anfang 2004 hautnah die (vom gegenwärtigen PFA-Präsidenten Neidhard wesentlich initiierten) Bemühungen der PFA erleben und unterstützen, aus der akademischen Nische herauszutreten und in den Kreis der wissenschaftlich anerkannten Bildungseinrichtungen aufgenommen zu werden.

<sup>13</sup> Dies dann allerdings wohl ohne britische und deutsche Beteiligung, weil diesen Staaten eine Polizei unter dem Dach des Verteidigungsministeriums fremd ist.

<sup>14</sup> Die intern von der Polizeiführung verkündete „Erfolg“ (der in Wirklichkeit eher eine –erwünschte– Nebenwirkung war) bestand darin, dass einige Kleinkriminelle sowie Illegale durch diese Rasterfahndung entdeckt wurden. Dass sich diese mit den doch erheblichen Eingriffen und die Grundrechte mehrere 100.000 Personen nicht zu rechtfertigen ist, wurde verschwiegen.